

Der Bettler

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665773>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Bettler.

Ein Bettler stand mir heute vor der Türe —
Zerlumpt und schmutzig, frech und roh zugleich.
Er trug des Lasters Merkmal auf der Stirne,
Und seine Wangen waren schmal und bleich.

Ich reich' ihm rasch die kalte Münze hin
Und schloß die Türe zu mit fester Hand.
Noch eine Weile stand er auf der Schwelle,
Dann schritt er schwankend weiter über Land.

Mir aber schlug mit einemmal das Herz
Fast weh' und ein Gedanke ging mir durch den Sinn:
Sag', weißt du auch, wer jener einstens war,
Sag nicht auch er einst in der Wiege drin?

Sat nicht ein Mutterauge ihm gelächelt,
Ein Lippenpaar sein Händchen einst geküßt?
Sat nicht sein erstes unbeholf'nes Reden
Dem Mutterherzen manches Leid verüßt?

Und weißt du, ob nicht deine eignen Kinder
Einst an der fremden Türe hungernd stehn,
Ob sie im Bettlerkleide, arm und halb verkommen,
Um fremdes Brot und Mitleid betteln gehn?

Maria Dutli-Kutishäuser.

Zwei Neujahrstage und zwei Ohrfeigen.

Aus meiner Studienzeit. Von F. G. Birnstiel.

1.

Es gibt ein allbekanntes Studentenlied, das
mit den Worten anfängt:

„Und in Jena lebt sich's bene,
Und in Jena lebt sich's gut.“

Von der Wahrheit dieses Wortes bin ich
anno 1879 als akademischer Bürger der hier in
Frage stehenden Universität aufs festeste über-
zeugt gewesen. Das burgenumkränzte Jena,
„an der Saale hellem Strande“, war eine kleine
Stadt voll Wunder. Da waren ja noch seine
uralten Tore, seine von hochgiebligen Häusern
flankierten engen Gassen, seine Kirchen, sein
Markt, seine mittelalterlichen Weinstuben, seine
Luther-, Goethe-, Schiller- und Bismarck-Gr-
innerungen, seine vielen Studentenbuden, Pro-
fessorenwohnungen, Lehrsäle usw. Vom Kranz
der lieblichen, zwischen die Berge oder in die
Ebene gestreuten Dörfer nicht zu reden.

Es muß damals einer kein ganz normaler
Student gewesen sein, wenn er nicht fest ge-
glaubt hat, der liebe Gott habe die Saale extra
an Jena vorbeifließen lassen, damit die Her-
ren Studenten auf ihren Fluten gondeln kön-
nen. Und die Dörfer Lichtenhain, Ziegenhain,
Wöllnitz, Runitz, Zwätzen, Cospeda, und wie sie
alle heißen, habe er rein nur darum aus dem
Boden wachsen lassen, damit die Musensöhne
dort draußen nach mehr oder weniger Kopf-
arbeit ihre Holzkännlein mit Weißbier füllen
und leeren, ihr Tanzbein schwingen oder gar
mit scharf geschliffenen Klingen sich um nichts

und wieder nichts in Gesicht und Haare
fahren.

Wir drei Schweizer, die wir damals uns in
Jena Studierens halber aufhielten, haben nun
zwar den vorhin erwähnten Glauben der deut-
schen Studenten nicht in allen Teilen unter-
schrieben, also daß unsere rein germanischen
Brüder das Luther-Urteil von Marburg hät-
ten wiederholen können: „Ihr Schweizer habt
einen andern Geist!“ Wir haben manchem
Brauche derer, die irgend einer Farbe ver-
pflichtet waren, nicht gehuldigt. Zum minde-
sten haben wir kein Blut vergossen. Womit
aber bei Leibe nicht gesagt sein soll, daß wir im
Vergleich mit den anderen Tugendholde gewe-
sen seien oder hätten scheinen wollen.

Gott bewahre! Wir trieben's im großen gan-
zen, wie alle es getrieben haben. Standen wir
mit unseren zünftig aussehenden Filzhüten
auch abseits von der Garde derer, die mit roten,
weißen, grünen, blauen Mützen und Bändern
paradierten, wir genossen, was zu genießen
war, notabene nicht nur in Hörsälen zu den
Füßen großer Lehrer, sondern auch auf Wald-
wegen, am Saalestrand und nicht am unlieb-
sten in kühlen Pinten, wo zu selbiger Zeit noch
da und dort ein Wirt vom alten Schläge nebst
Bier und Wein auch wirklichen Wit' ausshenkte.
Wir waren junge Menschen, und des alten
Römers Wort: „Mensch bin ich; nichts, was
menschlich ist, das sei mir fremd“, das fand bei
uns ein williges Ohr.